



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kreutzer, Johannes: Eine neue Geschichte Bismarcks

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

amerikanischen Gesellschaften besteht in solchen Werten. Hätten die deutschen Gesellschaften in der Unterbringung ihrer Fonds seither eine ähnliche Praxis befolgt, dann wäre ihre finanzielle Situation in der wirtschaftlichen Krisis der letzten zwei Jahre nicht so vorzüglich geblieben, wie es in der That der Fall ist. Die Grundsätze, die das neue mit dem laufenden Jahre in Kraft getretene Reichsversicherungsgesetz für die Vermögensanlage vorschreibt, waren in der Hauptsache für unsere guten deutschen Anstalten schon seither maßgebend. Das Gesetz bereitet ihnen in dieser Beziehung darum keine Schwierigkeiten. Eine Reihe ausländischer Gesellschaften freilich hat — nicht zuletzt gerade wegen dieser im Interesse der Versicherten getroffenen Bestimmungen des Gesetzes — schon vor dem Beginn seiner Wirkung ihre Thätigkeit in Deutschland aufgegeben.

Aus unsern Darlegungen dürfte zweierlei hervorgehn, einmal die im allgemeinen günstige, teilweise vorzügliche Lage und die Vertrauenswürdigkeit unserer deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, besonders auch gegenüber den ausländischen Anstalten, andrerseits die Bedeutung und der wirtschaftliche Wert der Lebensversicherung überhaupt. Leider ist die Kenntnis und das Verständnis für diese Wohlfahrtseinrichtung in unserm Volke noch lange nicht so verbreitet und ihre Benutzung bei weitem noch nicht so allgemein, wie man es im Interesse des wirtschaftlichen Fortschritts und der Hebung des nationalen Wohlstandes wünschen und erstreben müßte.



Eine neue Geschichte Bismarcks



aß die Flut der Bismarcklitteratur, die bald nach den denkwürdigen Märztagen des Jahres 1890 begonnen hatte, nach dem Tode des Gewaltigen noch stärker anschwellen würde, konnte man voraussehen; gleichwohl hat die Menge der Veröffentlichungen, die sich seither mit Bismarcks Person und Thaten befaßt haben, alle Voraussicht übertroffen. So manche Quelle, die sich bis dahin aus privaten oder politischen Rücksichten verborgen gehalten hatte, drängte nunmehr ans Licht, neben vielem Wertvollen andres von zweifelhafter Glaubwürdigkeit und Bedeutung. Bleibt der Strom in der bisherigen Stärke, so wird das Studium der Bismarcklitteratur immer mehr eine Arbeit für sich, und so sehr diese, zumal wenn eine kundige Hand sie angreift, die Forschung fördert, so kann man doch von dem Nichthistoriker nicht verlangen, daß er sich durch das Labyrinth der Zweifel, die mit jeder wirklichen oder angeblichen Enthüllung und mit jedem Fortschritt der Kritik vermehrt werden, einen Weg suche. Ihm erregt vielmehr die erstaunliche Fruchtbarkeit dieser Bibliographie eine gewisse Unlust, eine aus Überfättigung und Mißtrauen gemischte Empfindung. Muß man das im Interesse der politischen Erziehung unsers Volkes, für das der erste Kanzler noch auf Jahrzehnte hinaus der erste Lehrmeister bleiben wird, bedauern, so darf sich die Wissenschaft schon aus diesem Grunde nicht der Aufgabe entziehen, in kurzen Abständen die Ergebnisse ihrer

Arbeit in zusammenfassender und gemeinverständlicher Darstellung weitem Kreise zugänglich zu machen.

Erwägungen solcher Art machen das jüngste Werk von Max Lenz, seine bei Duncker und Humblot herausgegebene Geschichte Bismarcks, zu einer willkommenen Erscheinung. Es ist die fast unveränderte Sonderausgabe eines Artikels der Allgemeinen deutschen Biographie, dieses Sammelwerkes, dem wir die Lebensbeschreibung Wilhelms I. von Erich Marcks verdanken. An diese zu erinnern liegt nahe, weil der Kaiser und sein Kanzler, wie in ihrem Lebenswerk, so auch für die Geschichtsschreibung untrennbar verbunden scheinen; wie ihr menschliches und persönliches Verhältnis zu einander die erste und notwendige Voraussetzung zu den epochemachenden Ereignissen unsrer neuern Geschichte geworden ist, so sind sie auch an den Problemen, die ihre Zeit dem Forscher und Geschichtsschreiber hinterlassen hat, fast in gleichem Maße beteiligt; der Versuch, ihre Geschichte zu schreiben, führt beinahe auf Schritt und Tritt vor die Frage, was an den Thaten, die uns das Reich begründet haben, des Kaisers, was des Kanzlers gewesen sei. Wenn demnach das Buch von Lenz zu einem Vergleich mit dem von Marcks auffordert, so würde man ihm doch bei einer solchen Zusammenstellung kaum gerecht, denn die Ziele, die die beiden Forscher ihren Büchern gesteckt haben, stehen weit voneinander. Marcks hat vor allem das Wesen und die Wandlungen der Persönlichkeit zu ergründen gesucht und eine, wenn ich so sagen darf, innerliche, psychologische Biographie geschaffen, mit andern Worten, er hat uns den Kaiser als Menschen geschildert. Dagegen hat Lenz in Bismarck weniger den Menschen als den Staatsmann ins Auge gefaßt. Das verrät schon der Titel seines Buches. Ob er freilich recht gethan hat, in dem Bilde seines Helden das allgemein Menschliche hinter den politischen Anschauungen, Entwürfen und Thaten so sehr zurücktreten zu lassen, ist eine Frage für sich, die hier unerörtert bleiben soll; genug, sein Buch hat, wie ich glaube, absichtlich auf einen großen Teil des psychologischen Reizes, der von den Lebensbeschreibungen ungewöhnlicher Menschen auszugehen pflegt, verzichtet und wendet sich um so nachdrücklicher an das historische Interesse und das politische Urtheil seiner Leser.

Die starke Betonung des Politischen tritt gleich in der Einleitung hervor. In wenigen aber festen und klaren Strichen sehen wir Friedrich Wilhelm III. und seinen Staat gezeichnet, die Ideen und die Wünsche, die sich damals, während der Kindheit und der Jugend Bismarcks, in Preußen regten, das allmähliche, durch keine Gewaltmittel gehemmte Anschwellen der liberalen und der nationalen Flut, die ratlose Vereinsamung des alternden Königs, der sich bis zuletzt dem neuen Leben, das die Nation zu durchströmen begann, verschloß und doch mit der Ahnung, daß es mit seiner Regierungsform zu Ende gehe, ins Grab sank. Man kennt das Urtheil, das Treitschke zur Ehrenrettung dieser so oft geschmähten Regierungsform geschrieben hat: der preussische Staat habe, um seine schweren Aufgaben lösen zu können, in diesen Jahren einer monarchischen Diktatur bedurft, weil nur die Macht der absoluten Krone imstande gewesen sei, durch das Gestrüpp der widerstrebenden Kräfte und Ideen einen Weg zu bahnen. Diesem Satze stellt Lenz einen andern entgegen. Es lasse sich, sagt er, nicht absehen, weshalb damals der norddeutschen Großmacht ihre innern Verhältnisse das unmöglich gemacht haben sollten, was den kleinern Staaten rasch und ohne tiefgehende Erschütterung gelungen sei. Nun kann man gewiß annehmen, daß einige der innerpolitischen Aufgaben, die damals dem preussischen Staate gestellt waren — z. B. die Gesundung des Finanzwesens und die Angliederung der neuen Landesteile —, durch eine liberale Politik nicht erschwert worden wären; auch erinnert Lenz nicht ohne Grund an ein Wort Bismarcks, daß erst der Vereinigte Landtag des Jahres 1847 zwischen dem Osten und dem Westen der Monarchie ein lebendiges Staatsgefühl

erzeugt habe. Aber — und damit bricht diese ganze Beweisführung zusammen — die innere Politik war damals, in den Zeiten der heiligen Allianz, in einem ganz andern Sinne mit der äußern verwachsen als heute, und jede Konzession an die nationalen und liberalen Ideen hätte eine folgenschwere Frontänderung nach außen heraufbeschworen. Darin liegt, mag man sonst noch so sehr die letzten Jahre des absoluten Regiments verdammen, doch eine starke Rechtfertigung des Widerstands, den der Staat Friedrich Wilhelms III. dem neuen Zeitgeist entgegengesetzt hat. Weit entfernt, diesen gefährlichen Zusammenhang zwischen der innern und der äußern Politik zu verkennen, macht Lenz selbst darauf aufmerksam, daß sich der Staat durch eine Änderung der innern Politik von der Grundlage der Wiener Verträge entfernt hätte und auf Wege gedrängt worden wäre, die zu einem Bruch mit den Mächten des Beharrens, vor allem mit Rußland und Osterreich geführt hätten. Wie nahe lag es doch, auch hier das Zeugnis Bismarcks anzurufen, der die Lösung der deutschen Frage erst dann angegriffen hat, als er sicher war, Rußland nicht an der Seite Osterreichs zu finden!

„Unter der Vollgewalt der patriarchalen Krone, die aber von schweren Stürmen umdroht war, wuchs Junker Otto von Bismarck heran,“ mit diesen Worten beginnt Lenz die biographische Zeichnung auf dem Hintergrunde der politischen Zustände. In den mannigfachen Phasen der Kindheit und der Jugendzeit, die auf das Wesen der Persönlichkeit bestimmend eingewirkt haben, sind es wieder vor allem die Elemente der politischen und der staatsmännischen Entwicklung, denen er nachgespürt hat. Wohl gelungen ist auch die Schilderung der religiösen Wandlung, die in der Seele des Dreißigjährigen durch den Verkehr in den Familien Blanckenburg und Thadden angeregt und in der Verlobung mit Johanna von Puttkamer abgeschlossen und besiegelt wurde. Die Frage nach dem letzten Grunde dieser für Bismarcks Leben so bedeutamen Wandlung hat aus dem Briefwechsel mit der Braut und Gattin neues Licht erhalten, und es liegt wenig Grund mehr vor, an einer restlosen Lösung dieses interessanten psychologischen Problems so zu verzweifeln, wie es vor kurzem ein theologischer Forscher gethan hat.*) Mir selbst war es erfreulich zu sehen, daß Lenz nach sorgfältiger Prüfung der Frage zu derselben Vermutung gelangt ist, die ich vor der Veröffentlichung der Briefe an die Braut ausgesprochen hatte**): daß die Trauer um eine plötzlich vom Tode dahingeverasste Freundin, die von ihm verehrte Frau seines Jugendfreundes Moritz von Blanckenburg, in Bismarcks Seele den Boden bereitet habe für die Umwandlung, die sich damals in seinen religiösen Anschauungen vollzogen hat. Lenz schildert die äußern und die innern Vorgänge, die dazu mitgewirkt haben, in folgenden Sätzen: „Der Typhus, der damals in Pommern grassierte und auf den Gütern der Freunde wie unter den eignen Leuten Bismarcks in Rniephof schwere Opfer forderte, brach auch in Trieglaff aus; am 13. August erlag ihm der jüngste Sohn Thaddens, der von Stettin, wo er das Gymnasium besuchte, krank nach Hause gebracht worden war; bei seiner Pflege steckte sich die Mutter an, legte sich und starb im Oktober; an ihrem Bette holte sich Frau von Blanckenburg den Keim der Krankheit, und nach schwerem Kampf erlag auch sie der Seuche am 10. November. Diese trüben Ereignisse, die Bismarck, der seit dem Herbst wieder in Pommern war, aufs tiefste erschütterten, haben den Entschluß, der über sein Leben entschied, zur Reife gebracht. Bei der Nachricht von der tödlichen Erkrankung der geliebten Freundin entrang sich ihm nach langen Jahren wieder das erste Gebet; ihr Tod brach, indem er das Gefühl der Leere, an dem er längst gekrankt, in ihm verdoppelte,

*) G. Müsebeck, Preussische Jahrbücher 1902 III.

**) Otto von Bismarck (Leipzig, Voigtländer), Band I, S. 38.

die Schranken nieder, die ihn noch von dem Empfinden seiner Freunde trennten. Es war alles in allem: tiefes Mitleid mit dem Freunde und der eigene Schmerz, Liebe und Religion, was seine Seele füllte, in einem allmächtigen, ihn ganz bezwingenden Gefühl zusammenfloß und ihm den Mut gab, die strenggläubigen Eltern um die Hand des frommen Mädchens zu bitten.“

Seinen Anteil an der Bekämpfung der Revolution hat Bismarck bekanntlich in den Gedanken und Erinnerungen mit besonderm Behagen geschildert und im Anschluß daran die oft erörterte Frage aufgeworfen, ob es im Jahre 1848 der preussischen Krone bei festerer Haltung möglich gewesen wäre, die deutsche Einheit zu begründen. Er scheint zwar geneigt, die Frage zu bejahen, fügt aber, sein Ja stark einschränkend, hinzu, daß er es dahingestellt sein lasse, ob ein solcher Verlauf nützlicher gewesen sei; denn, sagt er, eine auf dem Straßenpflaster erkämpfte Errungenschaft wäre von anderer Art und von minderer Tragweite gewesen, als die später auf dem Schlachtfelde gewonnene. Die Kriege von 1866 und 1870 wären uns doch schwerlich erspart geblieben, nachdem sich unsre im Jahre 1848 zusammengebrochnen Nachbarn mit Anlehnung an Paris, Wien und anderswo wieder ermutigt hätten, und es sei fraglich, ob auf dem kürzern und raschern Wege des Märzjages von 1848 die Wirkung der Ereignisse auf die Deutschen dieselbe gewesen sein würde wie die heute vorhandne, die den Eindruck mache, daß die Dynastien reichsfreundlicher seien als die Fraktionen und Parteien. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist auch von anderer Seite bedingungsweise bejaht worden, nämlich für den Fall, daß Friedrich Wilhelm IV. damals Bismarck zur Führung der preussischen Politik berufen hätte. Daß sich der König vorübergehend mit einem solchen Gedanken getragen hat, ist bekannt, aber mit Recht macht Lenz darauf aufmerksam, daß der Bismarck von 1848 den Versuch zur Begründung der deutschen Einheit schwerlich mitgemacht haben würde. So lange die Wogen der Revolution das Staatsschiff umbrandeten, traten ihm alle andern Aufgaben hinter der einen zurück, die Krone Preußens zu stützen und zu stärken; in dem Kampfe für dieses Ziel waren die nationalen Einheitsbestrebungen der Frankfurter ihm nicht allein gleichgiltig, sondern als Ausfluß der demokratischen Strömung verdächtig, und er hat den Unionsgedanken auch dann noch als verderblich bekämpft, als sich Friedrich Wilhelm IV. nach Ablehnung der Kaiserkrone anschaute, auf andern Wegen eine Erfüllung der nationalen Wünsche zu versuchen.

Der Gegensatz zwischen Bismarcks damaligen Anschauungen und der Unionspolitik des Königs tritt bei Lenz scharf hervor; desgleichen der Umschwung, der den Parteigänger Gerlachs aus einem Anhänger Oesterreichs zu dessen entschlossenem Gegner gemacht hat. Nur scheint es mir, daß der Anfang dieser Bekehrung zu früh angesetzt wird, wenn man aus der Art, wie Bismarck in der großen Rede vom 6. September 1849 auf Friedrich den Großen hingewiesen hat, den Schluß zieht, er habe schon damals an eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Oesterreich gedacht. Denn er hat ja noch ein Jahr später, im November 1850, als der preussische Patriotismus durch Oesterreichs Vorgehn in Wallung geriet und auch manchem konservativen Manne die Galle überlief, in einem Briefe an seinen Freund Wagener die „But auf Oesterreich“ und den „deutschen Schwindel“ auf dieselbe Stufe gestellt! Erst die zusehends wachsende Rücksichtslosigkeit Schwarzenbergs brachte ihn einige Wochen später in Harnisch, und der Verteidigung des Ulmüger Vertrags hat er sich dann, wie man weiß, nur mit halbem Herzen und nur aus taktischen Rücksichten unterzogen. Auch wird man daran festhalten müssen, daß er nicht nur in dem Glauben an die Möglichkeit eines Zusammenwirkens mit Oesterreich, sondern auch mit dem guten Willen, selbst diesen Weg zu beschreiten, nach Frankfurt gegangen ist; erst hier ist ihm, allerdings schon in den ersten Wochen

nach seiner Ankunft, die Erleuchtung gekommen, die seine Politik bis Nikolsburg und, darüber hinaus, bis zum Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich geleitet hat.

Aus der „Frankfurter Lehrzeit,“ die durch Veröffentlichung der amtlichen Aktenstücke und zahlreicher privater Quellen zu den bestgekannten Perioden der neuern Geschichte gehört, verdient die Darstellung des Anteils, den Bismarck während des Krimkriegs an der neutralen Haltung Preußens gehabt hat, Beachtung, namentlich deshalb, weil Lenz hier die Summe der eindringenden kritischen Arbeit vorlegt, die er an dem betreffenden Kapitel der Gedanken und Erinnerungen geleistet hat. Von allgemeinerem Interesse sind seine Ausführungen über das Verhältnis Bismarcks zum Könige Wilhelm im Augenblick seiner Berufung ins Ministerium. Mit großem Nachdruck betont Lenz, daß zwischen dem König und dem neuen Ministerpräsidenten ein tiefer Unterschied in der Auffassung der auswärtigen Politik bestanden habe; das Bewußtsein dieses Unterschieds sei es vor allem gewesen, was den Monarchen so lange zurückgehalten habe, dem Drängen Noons nachzugeben und den Retter in der Not herbeizurufen. Kurz, die schweren Bedenken des Königs erscheinen ausschließlich als Wirkung eines auf die auswärtigen Verhältnisse gerichteten Kalküls. Gegenüber dieser Auffassung, die dem unsterblichen Verdienste Wilhelms, als er Bismarck berief, nicht ganz gerecht wird, sei auf die Darstellung von Marcks hingewiesen, der ich auch heute noch, nach abermaliger Prüfung der Frage, den Vorzug gebe. Die entscheidenden Sätze lauten: „Wilhelm vertrug bedeutende Männer und ließ Noons herbe Männlichkeit weit gewähren; aber vor diesem Genius — Bismarck — durfte der Sohn Friedrich Wilhelms III. wohl ein gewisses Unbehagen spüren, vor diesem Gewaltigen, dessen Naturkraft über alles Korrekte und Überkommene so souverän hinwegsprang, vor diesem Manne des kalten Überlegens und der heißen Leidenschaft, des überwältigenden ungeheuern Willens. Die herzliche Tiefe dieser Persönlichkeit konnte der König noch nicht ermessen, von ihrer unbedingten Treue mochte er überzeugt sein; aber wohin Bismarck ihn reißen könnte, davor hat ihm, so darf man vermuten, im stillen gegraut. Seine eigne, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so ganz fremd, männlich aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im harten Zusammenstoße des Weltlichen das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz — diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigne monarchische Würde sehr bestimmt empfand, wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selber erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab.“

Daß der neue Minister, dessen Ernennung bekanntlich Öl in das Feuer des innerpolitischen Haders goß und zunächst den Konflikt verschärfte, in den ersten Wochen in vollem Ernst eine Versöhnung mit der Kammermehrheit gesucht hat, giebt Lenz zu, doch deutet er an, bei einigen spätern Anlässen habe Bismarck, um den König an seiner Seite zu halten und von den Liberalen zu entfernen, den Zwist geschürt, besonders in den kritischen Wochen nach dem Beginn der schleswig-holsteinischen Bewegung, über deren Ziel die Absichten des Königs mit den Wünschen des liberalen Deutschlands mehr zusammentrafen, als es Bismarck für die Interessen Preußens gut schien. Man erinnert sich des Ingrimms, womit er die Anschauungen und Ratschläge seiner Gegner — der „Professoren, Kreisrichter und kleinstädtischen Schwäger,“ wie er spottete — als Irrtümer politischer Dilettanten abzufertigen liebte. Gegen diesen Vorwurf nimmt Lenz die damaligen Gegner Bismarcks in Schutz: die Historie dürfe dieses Urteil Bismarcks nicht nachsprechen, denn wenn sie es thue, wiederhole sie ein Schlagwort, das, im Parteikampf entstanden, an sich nicht berechtigt sei; dennoch sei es fast ein Glaubenssatz in unserm öffentlichen Leben ge-

worden, daß die auswärtige Politik von den Strömungen des Tages und den Stimmungen in der Nation frei erhalten werden müsse, als eine Angelegenheit, die über den Parteien stehe und ihrer Natur nach nur von den Eingeweihten, von den Männern des Fachs, beurteilt und geleitet werden dürfe. Das Bedauern, daß es so ist, und daß an diesem Punkte die öffentliche Meinung von Bismarck gelernt hat, kann ich nicht teilen; bis in die jüngste Vergangenheit hinein hatten wir Gelegenheit, zu sehen, wie leicht in Sachen der auswärtigen Politik die Instinkte der öffentlichen Meinung in die Irre gehn, und wie verhängnisvoll es wäre, die Entscheidung von der Stelle wegzulegen, die mit der größern Sachkunde zugleich das größere Bewußtsein der Verantwortlichkeit hat. Daß Graf Bülow in den Verhandlungen über die Tarifvorlage am 21. Oktober dieses Jahres die größere Sachkunde auf dem Gebiet der auswärtigen Politik für sich in Anspruch genommen und unerbetene Ratsschläge abgewiesen hat, wird ihm in den Augen besonnener Männer schwerlich geschadet haben.

Eins der schwierigsten und interessantesten Probleme aus der diplomatischen Aktion, die zum Kriege mit Dänemark und zur Annexion von Schleswig-Holstein geführt hat, ist den Lesern der Grenzboten durch eine umsichtige Untersuchung Kaemmel's bekannt geworden, nämlich die vielumstrittene Frage, ob Bismarck in der denkwürdigen und folgenschweren Unterredung, die er am 1. Juni 1864 mit dem Erbprinzen von Augustenburg hatte, diesem nur eine Falle gestellt habe, oder ob es ihm mit der Verhandlung ernst gewesen sei. Dem Urteil Kaemmel's, daß alle Anschuldigungen der Augustenburger gegen Bismarck in nichts zerfallen, pflichtet Lenz nicht bei, und wenn er auch nicht so weit geht, die Anklagen der Augustenburger als ganz begründet zu erklären, so spricht er doch der Darstellung, die sie von dem Verlauf der Unterredung vom 1. Juni gegeben haben, den größern Quellenwert zu; auch zeigt er, daß er dem Bericht, den Bismarck im Jahre 1865 über den Hergang veröffentlicht und in den Gedanken und Erinnerungen mit ungewöhnlichem Nachdruck bekräftigt hat, keinen oder nur geringen Glauben schenkt. Ohne auf die Frage selbst, die ich durch Kaemmel's Untersuchung als entschieden ansehe, weiter einzugehn, greife ich einen andern Punkt heraus, der damit zusammenhängt und uns zeigen soll, daß sich das bekannte Wort von dem überspannten Bogen mitunter auch bei kritischen Überspannungen bewahrheitet. Sybel erzählt, daß sich Bismarck und Napoleon vor dem Beginn der Londoner Konferenz über folgendes Vorgehn verständigt hatten: zuerst Forderung der Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark, dann, nachdem dieses mittelalterliche Bastardprojekt, wie Napoleon es nannte, abgelehnt sei, Vorschlag Augustenburgs, zuletzt, wenn auch die Augustenburger Kandidatur von der Konferenz verworfen werde, die Annexion durch Preußen. Daß man in Wien von dieser Verständigung zwischen Berlin und Paris nichts wußte, versteht sich von selbst. Aber ebenso selbstverständlich scheint mir, daß Bismarck, an die mit Napoleon vereinbarte Marschroute gebunden, alsbald nach Erreichung der ersten Etappe, das heißt, nachdem die Konferenz die Personalunion abgelehnt hatte, das Wiener Kabinett über seine Stellung zu dem zweiten und namentlich zu dem dritten Projekt sondieren mußte. Das that er in der großen Depesche vom 21. Mai, deren Wortlaut Sybel mitgeteilt hat. Nachdem Bismarck in der Einleitung auf den Wert und die Vorteile eines gemeinsamen Vorgehns der beiden deutschen Großmächte hingewiesen hat, bemerkt er, zur dynastischen Frage übergehend, daß sich die Erbfolge Augustenburgs ohne Zweifel nach Lage der Dinge „am leichtesten und ohne Gefahr europäischer Komplikationen“ verwirklichen lasse; aber es komme dabei vor allem auf Bürgschaften für ein wirklich konservatives Regiment an, der Erbprinz müsse sich völlig von seiner bisherigen Umgebung trennen und seine Sache ganz in Osterreichs und Preußens Hände legen. Obwohl nun

Preußen unter den genannten Voraussetzungen nicht abgeneigt sei, sich mit Zustimmung der österreichischen Regierung für die Augustenburger Kandidatur zu erklären, so beabsichtige es doch nicht, andre Kombinationen, falls das Wiener Kabinett ihnen zuneige, auszuschließen. Dann folgt nach kurzer Erwähnung der Ansprüche Oldenburgs der inhaltsschwere Schluß: „Es kann natürlich in Wien nicht unbekannt geblieben sein, daß in Preußen selbst in starken, achtungswerten Elementen der Bevölkerung die Idee sich geltend gemacht hat, daß sich in einer Verbindung der Herzogtümer mit Preußen ein Ersatz für die von den Verbündeten aufgewandten Anstrengungen und Opfer und zugleich die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der Herzogtümer selbst und gegen jede Möglichkeit der Wiederkehr der von Dänemark ihnen drohenden Gefahren finden lassen würde. Auch in den Herzogtümern selbst soll dieser Gedanke nicht ohne Anklang sein, indem der Enthusiasmus für den Herzog Friedrich nur den augenblicklichen Ausdruck der Negation gegen Dänemark darstelle. Wir wollen auch nicht verhehlen, daß solche Stimmen im eignen Lande für uns in das Gewicht fallen, und daß wir eine solche Kombination, wenn sie sich aus der Natur der Verhältnisse ergäbe, nicht abweisen würden. Aber wir sind weit entfernt, durch Bestrebungen in dieser Richtung europäische Entwicklungen hervorrufen und das Einverständnis mit Oesterreich gefährden zu wollen. Der König würde die Verwirklichung solcher Gedanken, wie sie eben jetzt ohne unser Zutun durch Adressen eines Theils der Unterthanen Sr. Majestät Ihm nahe gebracht worden sind, immer nur im vollen Einverständnis mit seinem kaiserlichen Bundesgenossen erstreben.“ Zwei Dinge sind dem unbefangenen Leser dieser Depesche unverkennbar: daß sie genau an dem mit Napoleon verabredeten Operationsplan festhält, und daß die letzte und eigentliche Absicht Bismarcks in den Schlußsätzen liegt. Bei Lenz sind Inhalt und Absicht der Depesche stark vermischt und verschoben, denn er stellt die Sache so dar, als ob es Bismarck vor allem darum zu thun gewesen sei, den Oesterreichern zu sagen, daß die Interessen Deutschlands und der berechnigte Wunsch, in möglichst glänzenden nationalen Erfolgen ein festes Ergebnis der Allianz und ein Unterpfand für ihre Zukunft zu sichern, es dem Könige nahe legten, an den Erbprinzen von Augustenburg zu denken. Auf Grund dieser wenig berechtigten Interpretation gelangt Lenz dann dazu, in der Depesche vom 21. Mai die sonst bewährte Folgerichtigkeit des preußischen Ministers zu vermessen und eine lange Reihe von Fragen und Zweifeln aufzuwerfen, die sich bei zwangloser Auffassung der Depesche von selber lösen.

In seinem Urtheil über die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870/71 hält Lenz im allgemeinen trotz mancher Abweichung im einzelnen fest an der bekannten durch Sybel begründeten Auffassung, der zufolge die Aufrichtung des Deutschen Reichs vor allem dem staatsmännischen Genie und der eisernen Willens- und Thatkraft des Ministers zu danken ist, der gegen eine Welt von Neidern und Feinden und mitunter sogar gegen die widerstrebenden Bedenken seines Monarchen das Werk der nationalen Einigung vollendet hat.

Die Zeit nach dem französischen Kriege behandelt Lenz in gedrängter Kürze in drei Kapiteln, deren erstes dem Kulturkampf und der innern Politik bis zum Bruch mit den Liberalen gewidmet ist. Bemerkenswert ist die Art, wie in der Einleitung dieses Kapitels die beiden gefährlichsten Gegner Bismarcks im Innern gezeichnet werden. „Eine Opposition bildete sich aus, so stürmisch im Angriff, so unerschütterlich in der Verteidigung und so grundsätzlich in der Feindschaft gegen das Neugeschaffne, daß alle Gegner, die Bismarck bisher auf seinen Wegen gefunden hatte, davor zurücktraten. Sie war ihrerseits wieder in zwei Lager gespalten, die nach Ursprung, Ziel und Charakter weit auseinander wichen; aber der gemeinsame Haß gegen das neue Reich und die Internationalität ihrer Politik überbrückten diese Kluft, und sie mochten

um die Palme streiten, wer von ihnen es in der Reichsfeindschaft dem andern zuvorthue. Auch hingen sie in der Wurzel doch enger zusammen, als ihre Programme es anzeigten; wie denn der neue Führer der Sozialdemokraten, August Bebel aus Köln, als Agitator der katholischen Gesellenvereine emporkommen war. Sie zogen beide ihre stärksten Kräfte aus der Masse; die Leidenschaften, die in der Tiefe geschlummert hatten, wurden durch sie ans Licht gebracht; sie waren demokratische Bildungen, und demagogisch die Waffen, die sie benutzten; darum kam auch das Wahlrecht, das von der Demokratie geschaffen war, beiden zu statten. Von Anfang an respektierten sie, wenn sie sich nicht direkt verbündeten, gegenseitig ihren Besitzstand."

Die Verantwortung für die Kampfgesetze gegen die katholische Kirche hat Bismarck, wie man weiß, mehr als einmal von sich abzuwälzen und dem Kultusminister aufzubürden gesucht; dem gegenüber betont Lenz, daß dies für Einzelheiten und untergeordnete Punkte vielleicht zutrefte, daß Bismarck selbst aber Falk nicht allein die Ziele gestellt, sondern auch dessen Vorlagen mit der ganzen Wucht seines Willens vertreten habe. Für das Fiasko des Kulturkampfes aber sei nicht Bismarck allein verantwortlich zu machen, sondern die Summe all der Mächte, die am Ende der siebziger Jahre den Umschwung seiner innern Politik herbeiführten: die Unbesieglichkeit des Zentrums und der Wechsel im Papsttum, der Widerstand der Konservativen und die Umtriebe am Hofe, die unzeitigen Ansprüche der Liberalen und die Dringlichkeit der wirtschaftlichen Interessen, die Agitation der Sozialdemokraten und die Mordversuche gegen das ehrwürdige Haupt des Kaisers — alles zusammen habe zu der entscheidenden Wendung mitgewirkt.

Bekanntlich ist auch Bismarcks Kampf gegen den zweiten seiner unveröhnlichsten Gegner, gegen die Sozialdemokratie, am Ende im Sande verlaufen; sein Versuch, durch Zwangsmaßregeln die Parteileitung zu zertrümmern, ist eben so gescheitert wie die Hoffnung, durch das Banner der sozialen Reform die sozialdemokratische Gefolgschaft von ihren Führern abzuziehn. Insofern Lenz geneigt scheint, die sozialen Reformen im Sinne Bismarcks ausschließlich als Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie aufzufassen, kann ich ihm nicht beistimmen, aber um so freudiger in dem Urteil, das er über die Tragweite und die Bedeutung der Reform gefällt hat: sie sei ein Werk, das seinen Meister loben werde, solange unsern Staaten die Aufgabe gestellt sei, Macht und soziale Wohlfahrt miteinander zu verbinden.

Daß im Lichte dieses Gedankens die Ereignisse, die zur Katastrophe vom 18. März 1890 geführt haben, doppelt tragisch erscheinen, sei hier nur angedeutet. Wie der Riß entstand, durch welche Persönlichkeiten und Umstände er erweitert und unheilbar wurde, ob Bismarck absichtlich den Fall des Sozialistengesetzes herbeiführte, um des Kaisers sozialpolitische Pläne um so schneller zum Scheitern zu bringen, und was er in der Unterredung mit Windthorst vom 12. März bezweckte, diese und andre Fragen wirft Lenz auf, ohne sie zu entscheiden, treu seinem Grundsatz, daß ein ehrliches Non liquet besser und ersprißlicher ist als eine halbe Wahrheit. Und gerade das ist nicht der letzte Vorzug seines Buches, daß es so reich an Fragen und Zweifeln ist, die dem Leser zurufen, wo er „auf brüchigem Boden“ steht. Auch dem Forscher ist damit ein unschätzbare Dienst geleistet, denn die Fragezeichen des Lenzschen Buches gleichen Signalen, die zugleich zur Vorsicht mahnen und zu weiteren Untersuchungen auffordern.

Am Schluß des Buches tritt seine oben bezeichnete Eigentümlichkeit noch einmal mit großer Deutlichkeit hervor, insofern die für den psychologischen Biographen reizvolle und ergiebige Zeit von der Entlassung Bismarcks bis zu seinem Tode auf eine knappe Seite zusammengedrängt ist. Dem vorwiegend politischen Charakter des Buches entspricht dann auch die letzte Be-

trachtung, mit der es sich von seinem Leser verabschiedet: Wie oft war gesagt worden, daß in dem neuen Reiche alles nur auf den Einen und seine Gewalt zugeschnitten wäre! Wie schlimm hatten die Prophezeiungen gelautet, die ihn auf allen seinen Wegen, von Feind- und Freundesseite, begleitet hatten! Und doch wie fest, wie unerschütterlich, wie ganz sein Werk ist das Deutsche Reich geblieben! Friede schaffend, ohne ihn zu heischen, unangreifbar nach allen Seiten, der Vielheit seiner Staaten, dem nicht enden könnenden Hader seiner Parteien, dem Wirrwarr der Interessenkämpfe und dem nie gestillten Zwiespalte seiner Konfessionen zum Trotz hat es in der Nation ein Staatsgefühl entwickelt, das auch die extremsten Parteien, denen Bismarck als der Todfeind gegenüber stand, dem Reichsgedanken zu unterwerfen begann; der Glaube an die Macht, an die Macht der Monarchie, der Otto von Bismarck befehlte und der Quell aller seiner Thaten war, ist ein Gemeingut von Millionen geworden, die in dem starken Hause, das er baute, wohnen.

Köln

Johannes Kreuzer



Um St. Gotthard

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



In diesen Verhältnissen hat sich bis zur Eröffnung der modernen Gotthardstraße im Jahre 1830 nur wenig geändert; nur der Saumpfad wurde durch steinerne Brücken, den Durchbruch des Urnerlochs und dergleichen wesentlich verbessert. Wie sich der Gotthardverkehr in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts gestaltete, das tritt aus Goethes Briefen und Tagebüchern sehr anschaulich hervor. Wir sehen die langen Züge der breitbepackten Maultiere und Pferde schellenläutend daherziehen, sodaß der Fußgänger auf dem schmalen Pfade Mühe hat, an ihnen vorbeizukommen; wir sehen zur Zeit des Bellenzer Markts zu Anfang des Oktobers schönes Vieh — im Jahre 1797 gegen 4000 Stück — hinüberwandeln, wo sie in Bellinzona lohnend verkauft werden, Schlitten mit Urserenkäse an uns vorübergleiten, Fässer mit italienischem Wein auf dem Wege nach Schwaben ziehen. Der Weg wird von „Wegeknechten“ gut instande gehalten, bei Glätte mit Erde bestreut, auch im Winter offen gehalten: Goethe selbst ist zweimal, im November 1779 und im Oktober 1797 bei tiefem Schnee und scharfer Kälte auf dem Gotthard gewesen. Felsenrutsche, wie sie nicht selten vorkamen, werden möglichst rasch aufgeräumt, wie Goethe die Reste eines solchen 1797 in den Schöllenen trifft. Damals gingen jährlich etwa 16000 Menschen und 9000 Saumtiere über den Paß, doch blieb die Gütermasse ziemlich stationär.

Auf diesen Saumpfaden mit diesen Mitteln hat wenig Jahre nach Goethes letzter Schweizerreise der Krieg diese Thäler und Höhen durchschritten, der im Mittelalter nur sehr selten und mit kleinen Streitkräften hierher gedungen war und seit hundert Jahren nicht wieder hier erschienen ist. Nachdem die Franzosen 1798 den Widerstand der Urkantone gegen die ihnen aufgezwungne „helvetische Republik“ mit Waffengewalt gebrochen und die Schweiz zum Bündnis genötigt hatten, wurde das Land 1799 zu einem der Hauptschauplätze des zweiten Koalitionskriegs. Von Westen her drangen die Franzosen, von Osten die Oesterreicher und Russen ein. Nach der ersten Schlacht bei Zürich am 4. Juni wurden die in Urseren stehenden österreichischen Bataillone durch